

GERD
NOLLMANNHERMANN
STRASSER

Individuum



- GABRIELE WAGNER, Anerkennung und Individualisierung, Konstanz: UVK 2004, 318 S., br. EUR 29,-
- DIRK WIELAND, Die Grenzen der Individualisierung. Sozialstrukturanalyse zwischen objektivem Sein und subjektivem Bewusstsein, Opladen: Leske+Budrich 2004, 342 S., kt. EUR 29,90
- SIBYLLE KALUPNER, Die Grenzen der Individualisierung. Handlungstheoretische Grundlagen einer Zeitdiagnose, Frankfurt/M.: Campus 2003, 231 S., kt. EUR 29,90
- UDO TIETZ, Die Grenzen des Wir. Eine Theorie der Gemeinschaft, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2002, 292 S., kt. EUR 11,-
- BETTINA BRETZINGER / ULRICH WENZEL / KLAUS HOLZ (Hrsg.), Subjekte und Gesellschaft. Zur Konstitution von Sozialität, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2003, 400 S., kt. EUR 45,-

Die Soziologie hat zum Aufstieg des Individualismus traditionell eine ambivalente Haltung eingenommen (Schroer 2001, Schimank 2002). Das Individuum wird als chancenreich und befreit, aber auch als gefährdet und sozial standardisiert angesehen, wie überhaupt zu viel Individualismus als gefährlich und destruktiv für die idealer Weise gemeinschaftlich unterfütterte Gesellschaft erscheint. Wie viel Gemeinschaft brauchen Individuum und Gesellschaft, scheint die Leitfrage zu sein, auch wenn wir die umfangreiche Debatte über den Kommunitarismus an dieser Stelle nicht darstellen wollen. Vielmehr werden wir, wenn wir jüngere Publikationen zur Individualisierung vorstellen, danach fragen, was Individualismus in der gesellschaftlichen Praxis eigentlich heißt (vgl. Nollmann/Strasser 2004).

1. Individuum und Individualisierung: Das Problem

Dazu lohnt sich eine Besinnung auf Max Weber. Jedes sprachlich geformte Verhalten beruht, so hat Weber (1985: 110) der Soziologie ins Stammbuch geschrieben, auf Vergleichen und logischen Abstraktionen. Schon einfachste Aussagen wie „Peter geht spazieren“ können auf diese Formung hin befragt werden, weil sie bestimmte Kausalfaktoren hervorheben und andere in den Hintergrund rücken. Man könnte auch behaupten, Peter sei gezwungen worden, über das Feld zu schreiten, oder gehe seiner angestrebten Abendentspannung in der freien Natur nach. Die dabei unvermeidliche Hervorhebung einer geglaubten Ursache des Sachverhalts muss im Hinblick auf die

Wahrscheinlichkeit ihrer gesellschaftlichen Verbreitung sowie ihre möglichen Folgen erforscht werden.

Dabei sei aber die Sprache, so warnte Weber eindringlich, selbst kein gleichsam unschuldiges Mittel, mit dem wir den Gegenstand wissenschaftlich erfassen. Vielmehr müssten wir uns davor hüten, durch ihren allzu sorglosen Gebrauch den Blick auf das zu Erforschende selbst zu verstellen. Diese Mahnung ist auch heute in Erinnerung zu rufen, wenn es um das Individuum und die Individualisierung geht, denn diese Begriffe werden seit geraumer Zeit benutzt, um den gesellschaftlichen Wandel zu beschreiben, wie etwa Sibylle Kalupner mit Rekurs auf die Kulturen des Individualismus Frankreichs, Deutschlands und Nordamerikas kompetent darstellt.

Verhören wir dazu einige Kronzeugen der Diskussion: Aus dem weltbezogenen Individuum sei, wie Gerhard Schulze in seiner Analyse der Erlebnissesellschaft schreibt, in den letzten Jahrzehnten eine subjektbezogene Welt geworden. Haben wir uns vor Jahrzehnten nach dem Wenigen gerichtet, das die Welt zu bieten hatte, so haben heute Wissenschaft, Technik und Wirtschaft den Raum der individuellen Wahlmöglichkeiten beträchtlich erweitert – jedenfalls suggerieren uns das unaufhörlich die Massenmedien, indem sie uns mit Angeboten und Informationen überschwemmen. Das Leben sei, diese Schlussfolgerung liegt nahe, zum Erlebnisprojekt geworden, in dem nicht mehr entweder/oder, sondern sowohl/als auch den Maßstab darstelle. Und zu keiner Zeit habe das Individuum sich so viel mit sich selbst beschäftigt wie in der Moderne, stellt Schulze in seinem neuesten Buch über *Die Beste aller Welten* fest. Die individualisierende Weltbetrachtung verweist auf uns selbst. Sie ist für uns im Alltag auch ganz selbstverständlich und für gelingende Präsentationen des modernen Menschen unabdingbar. Man braucht nur die Gegenprobe zu machen: Was würde heute passieren, wenn wir unser Verhalten stets und durchgängig als von außen bestimmt begriffen? Eine solche Haltung ist uns heute geradezu verwehrt. Wer sich chronisch gar nicht mehr als Ursache seines Verhaltens versteht, d. h. sich der individuellen Zuschreibung verweigert, wird eher in eine Klinik gesperrt als ernst genommen.

Gleichwohl präsentiert sich die in der Praxis immer häufiger eingeübte individualisierende Weltsicht einseitig, wie nicht zuletzt Ulrich Beck als wohl prominentester Vertreter der Individualisierungsthese hervorgehoben hat. Die Soziologie sollte die Menschen, so sie sich tatsächlich immer häufiger als eigenes Entscheidungszentrum sehen, natürlich nicht belehren wollen. Aber die in der Praxis zu beobachtende Individualisierung menschlicher Erfahrungen geht – begreift man sie als fortschreitende Selbstzurechnung von Verhalten im Sinne des Individuums als Entscheidungszentrum seines eigenen Lebens – doch recht bedenkenlos mit der Gesamtheit der in der Welt erkennbaren Einflüsse um, vor allem dann, wenn die Menschen sich die Verantwortung für Ursachen und Folgen des Verhaltens bis hin zu einer „destruktiven Selbstbezüglichkeit“ (Neckel) immer häufiger selbst zuschreiben.

Dass diese Selbst- (statt Fremd)zuschreibung von Verantwortung den Kern der Individualisierung sozialer Beziehungen ausmacht, hebt Thomas Luckmann (397) in seinem Beitrag für die von Bettina Bretzinger, Ulrich Wenzel und Klaus Holz herausgegebene Festschrift für Günter Dux am deutlichsten hervor. Die Stabilisierung individueller Identität werde dabei mehr und mehr zur Privatsache in der funktional differenzierten Gesellschaft. Jede Identitätsbildung erfolgt zwar immer – so Luckmann im Anschluss an G. H. Mead und C. H. Cooley – über alter ego, indem das Individuum seine Ich-Erfahrung über den anderen machen kann. Wenn aber immer mehr „zur Wahl“ gestellt wird, scheint das Individuum nicht selten überfordert zu sein.

Moderne Identitäten haben also andere Gestalt als vormoderne. Dabei scheinen die individualisierenden, auf das Selbst verweisenden Selbstdeutungen den sozialstrukturellen Realitäten enteilt zu sein. Wie sehr wir uns auch als individualisiert betrachten,

werden wir nach wie vor *auch* von übergreifenden Strukturen der Gesellschaft beeinflusst, wie uns die Mobilitäts-, Sozialstruktur- und Geschlechterforschung vor Augen führen. Wenn wir heute als Soziologen über Individuum und Gesellschaft sprechen, geht es deshalb nicht um deren Vermittlung und auch nicht um angebliche Grenzen der Individualisierung. Wenig Erfolg versprechend ist auch die Analyse von Vorteilen und Nachteilen, Risiken und Chancen der Individualisierung, denn Aussagen dieser Art implizieren notwendig Werturteile, die den Blick auf Individualisierungsprozesse verstellen. Eine echte soziologische Kernkompetenz besteht vielmehr in der Rekonstruktion, wie sich der moderne Mensch je nach Situation, je nach Handlungsproblem oder Lebensphase gemäß den geglaubten, individualisierenden Beweggründen *verhält* und welche beabsichtigten und unbeabsichtigten Folgen dieses Verhalten hat. Die individualisierende Selbstzurechnung von Verhalten stellt keinen gesellschaftsweit und sozialstrukturell homogen verteilten Trend dar. Die modernen Menschen sehen ohne Zweifel – auch wenn empirisch gesicherte Erkenntnisse dazu gar nicht so präzise und umfassend sind – Ursachen und Wirkungen scheinbar *immer öfter* in sich selbst, nach wie vor aber auch außerhalb von sich selbst: in „der Gesellschaft“, in „der Natur“, im Schicksal, in widrigen Umständen, im Pech, in Gott. Beides geschieht simultan, und die Grenzlinie zwischen den faktisch geübten Selbst- und Fremdzurechnungen verschiebt sich aber. Und so rauscht die Pferdekutsche der individualisierenden Selbstdeutung gerade in den letzten Jahrzehnten mit hohem Tempo durch die Gesellschaft, macht z. B. immer mehr „natürliche“ Mütter zu kulturell gestressten „Work-Life-Artisten“ (Hochschild) und zwingt den modernen Menschen in vielen Lebensbereichen dazu, sich als selbstbestimmtes Individuum zu begreifen, auch wenn ihm und insbesondere ihr oft gar nicht danach ist.

2. Das Individuum, die Werte und der Gemeinschaftsverlust

In diesem heterogenen Prozess der progressiven Individualisierung wird der Einzelne als ebenso chancenreich und befreit wie gefährdet angesehen. Zu viel Individualismus erscheint als destruktiv für moderne Gemeinschaften, weil das Individuum Sinn und Orientierung verliert und so in Engpässe der Wertschätzung und Anerkennung zu geraten droht. Sowohl Tietz als auch Kalupner und Wagner sehen ihre Texte durch diese Fragen motiviert. Wie steht es aber um die heutigen Gemeinschaften und die Wertorientierung des Verhaltens? Alle drei Autoren befinden mit Recht auf unterschiedliche Weise, dass die Entgegensetzung von Individualisierung mit Gemeinschaftsverlust zu einfach gedacht ist. Die Argumente und Schwerpunktsetzungen liegen je anders, lassen sich aber durch eine gemeinsame Individualisierungsbrille lesen, die zwischen Teilnehmer- und Beobachterperspektive unterscheidet: Der praktische Horizont sprachlich geformten Verhaltens schreitet – phänomenologisch gedacht – unaufhaltsam von Moment zu Moment weiter – und jeder Moment verlangt eine *bestimmte* praktische Zurechnung darüber, wo Menschen die Beweggründe ihres Verhaltens sehen. Auch wenn die Menschen in der Praxis wenig Gewissheit haben, ob morgen ihr Arbeitsplatz noch sicher ist, ob der erstaunlich lange Frieden in Europa weiter halten wird, ob die Schuldenmisere der öffentlichen Hand unser Geld erneut wertlos machen wird, ob sie den richtigen Partner fürs Leben finden, ob es Gott gibt, ob die Unternehmensleitung die richtige Strategie hat und ob eine Scheidung wirklich ein Weg zu einer Verbesserung des Glücks oder nicht ein großer Fehler ist.

Auf diese Fragen kann ihnen *niemand* sichere Antworten geben, und deshalb schaffen sie sich ihre Gewissheit selbst, insbesondere durch „wertende“ Zurechnungen: Man liebt seinen Partner (hält also diese geglaubte Ursache der Partnerschaft demonstrativ hoch), obwohl dieser einen vielleicht schlecht behandelt; man überhöht die

Leistungen der Führungskräfte oder widerspricht solchen Überhöhungen nicht, weil es für einen selbst in der Berufswelt keine Chancen auf Weiterkommen gibt; der Bürger hält in der Öffentlichkeit die Gerechtigkeit gerade für Wünsche hoch, für die voraussichtlich kein Konsens mehr beschafft werden kann („Die Hartz-Reformen sind ungerecht“). Gerade unter modernen Bedingungen gibt es vielfältige Erfordernisse für Wertbegründungen des eigenen Verhaltens, weil in der Praxis kontingentes Verhalten plausibilisiert werden muss. *Werte sind deshalb ein Inbegriff von Modernität, nicht deren Gegenteil.* Diese Beobachtung könnte empirisch einfach untermauert werden, und deshalb gibt es keinen Grund für eine überzogene Kritik, etwa bei Adorno und Heidegger, am Begriff der Wertgeltung – wenn man die Frage der Geltung nur präzise und empirisch ausarbeitet. Dementsprechend muss man davon ausgehen, dass es nicht eine, sondern viele Wertgemeinschaften in der Gesellschaft gibt (Wagner: 124).

Auch Kalupner hält zu Recht fest, dass es falsch wäre, einen Gegensatz zwischen einem angeblichen Werteverfall auf der einen Seite und einer immer höher zu veranschlagenden Individualisierung auf der anderen Seite zu vermuten. *Jedes* menschliche Verhalten nimmt letztlich Bewertungen vor, ohne dass es immer einen bestimmten Wert ausdrücklich hervorhebt. Tietz (114) bringt diesen Sachverhalt in Anlehnung an die von ihm erwünschte, partikularistische und reflektierte Diskurstheorie auf die Formel: „s zieht x gegenüber y in t vor“. Die Regelmäßigkeit, mit der eine solche Wertung geschieht, ist immer schon sozial, sachlich und zeitlich begrenzt. In Abgrenzung zu den Bestrebungen eines diskurstheoretischen Universalismus, wie er u. a. bei Jürgen Habermas vorkommt, geht es Tietz um solche intersubjektiven, begrenzten Verwendungsregeln von Wertprädikaten, die Gemeinschaften durch sprachliche Wertungen und nicht durch Gefühle konstituieren. Kalupners Gewährsmann für die Modernität von Werten ist Charles Taylor. Auf kompetente Weise hebt Kalupner hervor, wie sehr Bewertungen oft „aus dem Bauch“ kommen und wie eng sie mit physischen Zuständen und Gesten verbunden und wenig reflektiert sind.

Gleichwohl könnte man genauso gut die in der Sozialforschung erfolgreichen Wert-erwartungstheorien für die gesicherte Erkenntnis zitieren, dass jedes menschliche Verhalten, sei es reflektiert oder aber automatisch, Bewertungen vornimmt. Deshalb können wir auch nicht nachvollziehen, inwiefern Werte in der soziologischen Handlungstheorie eine Randstellung hätten, wie Kalupner meint. Unabhängig davon lautet die alles entscheidende Frage zudem eher, wie genau die subjektiv geglaubten Wertgeltungen tatsächlich je nach Situation und Phase im Lebenslauf sozialstrukturell verteilt sind und welche erwarteten und unerwarteten Folgen das hat. Dass Werte wie Leistung, Gerechtigkeit, Gleichheit, Gesundheit und viele andere gerade das moderne Verhalten als subjektive Beweggründe oft leiten, wird niemand bestreiten, so dass auch Verfallsbehauptungen den jüngeren sozialen Wandel nicht erfassen. Auch wäre eine Identifikation von Werten mit gesellschaftlicher Ordnung und ihr Verfall mit dem Gegenteil viel zu einfach. Studien, die subjektiv für angemessen erachtete Wertzurechnungen empirisch erforschen, betonen heute oft die nur sehr begrenzte und auch widersprüchliche Geltungskraft von Wertzurechnungen, so dass sich soziale Ordnungen immer lokal und kontextverhaftet einstellen (vgl. Kluegel/Smith 1986, Beck/Opp 2001).

Gleichzeitig kommt es darauf an, zwischen Kausalaussagen „von außen“ und „von innen“ strikt zu unterscheiden. So deuten die Menschen ihr Verhalten also nicht selten als „Wahl“, ohne zu erkennen, wie weit eine „Wahl“ – etwa des Ehepartners – immer noch gesellschaftlich vorstrukturiert ist. Der Mensch der Gegenwartsgesellschaft glaubt, die Entscheidungshoheit über vielfältige Variationen des Lebens gewonnen zu haben. Und doch bleibt sein Weg immer noch – jedenfalls von außen betrachtet – auf

schicksalhafte, gerade *nicht* selbst beabsichtigte Weise vorgegeben. Wir leben eben nicht in einer *individualisierten* Gesellschaft, sondern im Zeitalter der Individualisierung, ähnlich wie schon *Immanuel Kant* lehrte, dass wir nicht in einem „aufgeklärten Zeitalter“, sondern im „Zeitalter der Aufklärung“ lebten. Individualisierung hat also nichts mit Auflösung von Strukturen, sondern mit dem Wandel von erwartbaren Zurechnungserwartungen zu tun, weshalb sich jede Verfallsmetaphorik erübrigt. Die moderne Praxis übertreibt gleichsam ihren „subjektiven“ Glauben an die Selbstbestimmtheit. Wie sozialpsychologische Forschungen zeigen, ist das durchaus normal, denn in der Praxis sind die auf die beteiligten Personen zeigenden Ursachen „salient“, d. h. sie drängen sich dem logisch geformten Urteil über das Verhalten mehr auf (*Heider 1958*). Gleichwohl ist das gestiegene Ausmaß an geglaubter Selbstbestimmtheit für die Wissenschaft von der Gesellschaft überraschend. In der Überbetonung eigener Anteile an der Bestimmung des Verhaltens durch die Praxis sehen wir den Kern von dem, was oft als Individualisierung bezeichnet wird. Die Ursachen, an die die Menschen in ihrer Handlungspraxis glauben, und die Ursachen, die ein Wissenschaftler von außen zusätzlich erkennen kann, fallen immer weiter auseinander.

Diese Einsicht gilt es konsequent aufrecht zu erhalten, wenn Individualisierung betrachtet wird, denn Individualisierung hat wirkliche, auch messbare Konsequenzen für die gesellschaftliche Entwicklung, wie *Wagner* mit besonderem Augenmerk auf die Situation der modernen Frau darlegt. *Wagner* argumentiert in einem übersichtlichen Dreischritt, indem sie zunächst in die Individualisierungsdiskussion seit *Beck* einführt, um dann *Axel Honneths* Theorie der Modernisierung als ungleiche Verteilung von Anerkennungschancen in einer an die eigene Argumentation angepassten Weiterentwicklung vorzustellen.

Im dritten Kapitel werden die Fäden verknüpft zu der Schlussfolgerung, dass Frauen heute nicht selten vor einem Anerkennungsengpass stehen, weil die „Natürlichkeit“ der Geschlechterrollen ein für alle Mal verloren ist. Der Entscheidungsdruck ist enorm gestiegen und macht es immer schwieriger, den geglaubten Wert des Selbst in akzeptabler Balance zu den wahrgenommenen, externen Zwängen zu sehen. Dieses neue Ungleichgewicht kann bis zur Selbstentwertung, Scham und der individuellen Zerreibung zwischen den eigenen Ansprüchen und den objektiven Möglichkeiten führen. *Wagners* „anerkennungstheoretische“ Lesart überzeugt, weil sie den jüngeren Wandel der Geschlechterrollen aus der Teilnehmerperspektive ausbuchstabiert.

3. Die Genese von Individuum und Gesellschaft

Dass das Moderne der modernen Gesellschaft in seinem *Gewordensein* verstanden werden muss, stellen *unisono* die Beiträge zur Festschrift für *Günter Dux* mit dem Titel *Subjekte und Gesellschaft* fest, die *Bettina Bretzinger*, *Ulrich Wenzel* und *Klaus Holz* organisiert haben. *Holz* und *Wenzel* stellen zunächst die Grundanliegen der *duxschen*, historisch-genetischen Theorie (HGT) vor, die konstruktivistische und realistische Betrachtungsweisen zu vereinen sucht. Der Mensch ist eben, wie wir schon von *Marx* gelernt haben, sowohl Konstrukteur seiner eigenen Welt als auch ein Wesen, das trotzdem unter vielen vorgegebenen, „realen“, auch biologischen Bedingungen diese Konstruktion vollzieht. Die historisch-genetische Theorie erklärt deshalb aus der Entstehung, und zwar nicht ursprungs-, sondern prozesslogisch. Verstehen und Erklären bezeichnen dabei die Grundstruktur menschlichen Handelns, die als Wirkung eines Agens auf ein äußeres Objekt aufgefasst und als subjektivistische Logik in der Logik der Weltbilder historisch verfolgt werden kann.

Heute wird kaum jemand bezweifeln, dass man genetisch auf das schauen muss, was (geworden) ist, damit es kausal verständlich und durchsichtig wird. Auch stellen

Holz und *Wenzel* mit Recht heraus, dass die HGT manches Antezedens der Moderne auf andere Weise betont hat als ihre Konkurrenten (etwa die Modernisierungstheorie, die Theorie des kommunikativen Handelns oder die Theorie funktionaler Differenzierung). Die Frage stellt sich allerdings, wie tief die kausale Verständlichkeit historisch-genetischer Betrachtungen reicht. Zugegeben, die HGT erfüllt unsere Sehnsucht nach der Deutung der Welt als Ganzes, aber sie ist und bleibt eine Theorie, nicht aber eine *Empirie* der Gegenwart. Der genetische Blick ist aber noch fruchtbarer – sofern man echte empirische Fortschritte in der Gesellschaftstheorie erhofft – für den genetischen Aspekt von *Lebensläufen*, weniger für die so genannte Geschichtsschreibung, und zwar einfach deshalb, weil der Schwerpunkt soziologischer Forschung auf Kontinuität und Wandel von Gegenwartsgesellschaften liegt. Das schließt eine soziologisierende Geschichtsschreibung natürlich nicht aus, auch wenn das Potenzial historischer Erklärungen für weitergehende kausale Durchsichtigkeit und Verständlichkeit unserer Gegenwartsgesellschaft begrenzt bleibt. Sobald man etwas genauer wissen möchte, wie es um das moderne Individuum bestellt ist, müssen Begriffe her, die auch empiriefähig sind. Damit verschiebt sich der genetische Blick zwangsläufig auf zeitgenössische Lebensverläufe, die Sozialisation des Individuums in einer differenzierten Gesellschaft und ihre gesellschaftliche Einbettung.

Zu dieser zentralen soziologischen Fragestellung finden sich in den Festschriftbeiträgen von *Tilmann Sutter*, *Stein Bräten*, *Klaus Holz*, *Alfons Bora*, *Ulrich Wenzel* und *Ilja Srubar* einige Anregungen.

Sutter thematisiert den Zusammenhang von gesellschaftlicher Differenzierung und sozialstruktureller Sozialisationsforschung und stellt fest, dass heute jene Verbindung von Sozialisations- und Gesellschaftstheorie, die in der *Theorie des kommunikativen Handelns* versucht worden war, gebrochen sei. Ein einfaches systemtheoretisches Konzept der Selbstsozialisation lehnt er ab, teilt aber die Auffassung, dass die moderne Gesellschaft als primär funktional differenziert aufzufassen sei. Deshalb sei ein dreifacher Bezugsrahmen notwendig, der sowohl Momente der Selbstsozialisation, der sozialisatorischen Interaktion als auch der funktional ausdifferenzierten gesellschaftlichen Teilsysteme berücksichtige. Dabei werden soziale Ungleichheiten der Sozialisation durch Schichten und soziale Lagen keinesfalls ignoriert. Wie allerdings diese Dimensionen theoretisch und empirisch verbunden werden sollen, bleibt nach *Sutter* eine offene Frage, die seine eigene sozialisationstheoretische Programmatik nur stellen, nicht aber beantworten kann.

Srubar analysiert den Zusammenhang von Handeln, Denken und Sprechen und stellt die *cum grano salis* recht ähnlichen Konzeptionen dieses HDS-Zusammenhangs bei *Schütz*, *Mead* und *Piaget* vor. In der weiteren Diskussion ist auch der diachron argumentierende Vergleich von Phylogenese und Ontogenese genauso hilfreich wie der synchron analysierende Kulturvergleich von Sprachen. Für das Kind sind Wort und Ding zunächst fest verbunden, bevor im weiteren Verlauf Bezeichnendes und Bezeichnetes stärker auseinander treten. Sowohl das Denken als auch das Handeln sind sprachgeleitet. Je größer aber die Sprachkompetenz wird, desto mehr übernehmen Regelmäßigkeiten sprachlicher Verhaltenszurechnungen das Kommando. Damit wird der Blick auf klassische Weise auf die je nach Typ und Kultur mehr oder minder große Handlungsnähe der Sprache gelenkt. Linguistische Untersuchungen beweisen heute nicht nur unterschiedliche Grade abstrakter und konkreter Leistungen der Sprache sowie eine mehr oder minder große Kontexthaftung und -freiheit, etwa im Vergleich von englischer und chinesischer Sprache. Auch lässt sich in prozessual-diachroner Sichtweise ein immer größerer Anstieg linearer, abstrahierender und langfristiger Sprachplanungen im Übergang von einfachen zu komplexen Gesellschaften beobachten. Auf diese Weise lassen sich kulturelle Lebenswelten und -formen als

Variationen einer mehr oder minder großen Differenzierung des Zusammenhangs von Handeln, Denken und Sprache konzeptionalisieren. *Bernsteins* (1975) sozialstrukturell geerdete Untersuchung von restringierten und elaborierten Sprachcodes verweist auf das empirisch genauer zu fassende Verhältnis von Universalität und Partikularismus: Auch in der modernen, durch Schrift charakterisierten Gesellschaft kommt nach wie vor ein einfacher, weniger abstrahierender Sprachstil in unteren Schichten vor, der dem Stil einfacher und allein oraler Sprachverwendungen entspricht. Umgekehrt wird der formale, elaborierte und abstrahierende Sprachstil nicht von allen beherrscht.

4. Das Individuum und die Sozialstruktur

Die Diskussion über das Verhältnis von menschlichem Verhalten und sozialen Strukturen füllt bereits Bibliotheken und lebt anlässlich der Individualisierungsdiskussion merklich auf. *Weber* (1985: 445) hatte bei seiner Formulierung des soziologischen Erklärungsmodells noch keine präzisen Vorstellungen darüber, wie in der praktischen Forschung die Relation von sinnfremden Regelmäßigkeiten und sinnhaften Regeln des Verhaltens aussehen würde. Seine Bemerkungen dazu beschränken sich auf die Vermutung, dass Handelnde in der Praxis in der Lage seien, sinnfremde Regelmäßigkeiten, also sozialstrukturelle Verteilungen, aber auch physische und biologische Randbedingungen in ihren Sinnzuweisungen angemessen zu berücksichtigen.

Die weitere Diskussion hat zunächst die Lager eher polarisiert. Strukturforscher sehen das Verhalten nicht selten als nicht so interessant an wie die empirisch offenbar leichter erforschbaren *constraints*, die das Verhalten bedingen. Demgegenüber betonen Phänomenologen seit jeher die Bedeutung interpretativer Deutungsmuster, von Orientierungen, Werten, kultureller Vorverständnisse und praktischer Zurechnungen des Verhaltens, die die zu erforschende Wirklichkeit erst konstituieren (vgl. *Soeffner* 2004).

In jüngerer Zeit scheint sich eine gewisse Entspannung an dieser Diskussionsfront einzustellen. Häufiger wird nun das Verhältnis von Strukturen und Verhalten sowohl als einschränkend als auch als ermöglichend charakterisiert. Gewährsleute dafür sind *Giddens* (*duality of structure*) und *Bourdieu* (*opus operandi und opus operatum*). So sehr auch dieser neue, „unorthodoxe Konsens“ zu begrüßen ist: Die alles entscheidende, leider nur selten präzise thematisierte Frage lautet, welche Konsequenzen diese Neubewertung von Handlung und Struktur für gegenstandsbezogene, empirisch zu füllende Forschungen und Aussagen hat.

Die Arbeit von *Dirk Wieland* führt in diesem Zusammenhang eine Sekundäranalyse der Lebensstilforschung in Verbindung mit Habitusformen durch. Neben der kompetenten Einführung in die theoretischen und begrifflichen Grundlagen der Ungleichheitsforschung nach *Marx*, *Weber*, *Parsons* und *Bourdieu* bietet *Wieland* Kreuztabellen, die die Relationen von Struktur und Handlung, Habitus und Lebensstilen veranschaulichen. In Übereinstimmung mit den Klassikern stellt er fest, dass in der Tat Habitusstrukturen einen Spielraum für eine begrenzte „subjektive“ Verarbeitung ungleicher sozialstruktureller Positionen vorgeben.

Wielands informative Analyse überzeugt allerdings immer nur dann, wenn sie Genese und Wandel sozialstruktureller Verteilungen verständlich und kausal durchsichtig macht. Der „Aha-Effekt“ der verstehenden Methode kommt erst dann zum Tragen, wenn verständlich wird, inwiefern der gemeinte Sinn menschlichen Verhaltens tatsächlich Ursache und Wirkung bestimmter sozialstruktureller Verteilungen gleichermaßen gewesen sein könnte. Das Konzept des Lebensstils, wie *Wieland* ihn analysiert, trägt nur einige (wenig neue) Hinweise zu einer solchen Verständlichkeit bei. So erfahren wir, dass „untere“ Positionen einen Rückzug in Harmonie präferierten, wäh-

rend „mittlere“ Positionen noch ein relatives Aufstiegsstreben zeigten und die „Oberen“ den beruflichen Status als sehr wichtig ansähen. Insofern zeigt sich eine Koinzidenz von „horizontalen“ und „vertikalen“ Ungleichheiten, die – so grenzt sich *Wieland* mit Recht von den aus seiner Sicht überzogenen Lebensstilkonzeptionen ab – nicht übersehen werden dürfe.

Nun dürfte eigentlich kaum ein Soziologe die von *Wieland* herausgearbeiteten Zusammenhänge von sinnfremden Verteilungen und sinnhaften Zurechnungen ernsthaft bestreiten. Aber die Tatsache, dass die Relation von menschlichem Verhalten und seiner externen Randbedingungen bis heute mit großem Aufwand – etwa auch bei *Goldthorpe* (2000) – diskutiert wird, spricht dafür, dass *Webers* Erklärungsprogramm bei seiner empirischen Umsetzung nach wie vor nicht eine selbstverständliche Grundlage ist, sondern immer wieder hart erarbeitet werden muss. Deshalb halten wir *Wielands* Analyse für verdienstvoll, auch wenn *spezifischere* Aussagen über den konstitutiven Zusammenhang von sozialstrukturellen Verteilungen und subjektiven „Stilen“ wünschenswert wären.

Umgekehrt liefert die in der Lebensstilforschung verbreitete Verwendung von Begriffen wie „Grundmotiv“, „existentielle Anschauungsweisen“ und „dominante Deutungstendenzen“ (*Wieland* 294f.) erhebliches Potenzial für Missverständnisse. Schon seit geraumer Zeit diskutieren Vertreter der Einstellungsforschung, dass es zu einfach sei, Menschen ein „Grundmotiv“ ihrer Orientierungen unterzuschreiben und dass der moderne Mensch durchaus je nach Situation, Handlungsproblem und Publikum zu sehr widersprüchlichen Motiven seines Verhaltens gelange (vgl. z. B. *Klueggell/Smith* 1986). Gerade die Erforschung dieser „split consciousness“ könnte verständlich machen, wie das moderne Individuum, genauer: sein bereichsspezifisches Verhalten samt seiner Erwartungen und Bewertungen in sozialstrukturelle Verteilungen „eingelassen“ ist. Für das „horizontale“ Konzept des Lebensstils wäre es jedenfalls hilfreich, spezifischere Fragen zu dem Verhalten zu entwickeln, das erfasst und in Ablauf und Wirkungen erklärt werden soll, wie z. B.: Inwiefern *verhalten* sich die Menschen in ihren Milieus tatsächlich unterschiedlich und welche Folgen hat das?

5. Fazit: Jenseits der Verlustdiagnosen

Individualisierung bezeichnet eine Zurechnung von Verhaltensgründen, die Menschen voneinander erwarten. Deshalb muss auch die Soziologie der Individualisierung eine Strukturwissenschaft im Sinne *Webers* sein. Auch und gerade die individualisierten, auf sich selbst zurückgeworfenen Individuen sind an sozialen Deutungsstrukturen aufgehängt, die ihnen im jeweiligen Kontext die passende Deutung mit auf den Weg geben. Um es mit *Weber* (1985: 93) zu sagen: Es geht um das objektive Verstehen des Sinns einer Äußerung und um sozial sichtbares, aneinander orientiertes und voneinander erwartetes Verhalten, niemals um psychische, innere Zustände, denn diese bleiben letztlich unsichtbar. Individualisierung bedeutet in dieser sinnhaften Perspektive, dass Menschen unter modernen Bedingungen offenbar immer häufiger einander anzeigen, dass sie die Ursachen für ihr Verhalten in selbst gewollten Faktoren sehen (*Wohlrab-Sahr* 1997). Diese Erkenntnis kann als gesichert gelten, und deshalb kommt es für die weitere Forschung eher auf noch präzisere Aussagen über die Verteilung solcher praktischen Kausalaussagen an. Die Individualisierungsdiskussion hat diese Präzisierung nur manchmal erreicht.

Aus dieser Sichtweise erscheint die moderne Gesellschaft – so man eine steigende Selbstzurechnung innerhalb der Gesamtheit aller Zurechnungserwartungen als ihr Hauptmerkmal aus der Teilnehmerperspektive betrachtet – schon immer als nur partiell modernisiert und sich fortlaufend weiter modernisierend. Sowohl interne, „indi-

vidualisierende“ als auch externe, an Natur, Glück, Schicksal usw. appellierende Zurechnungen sind nach wie vor weit verbreitet. Aber die Grenzlinien verschieben sich offenbar durch „Individualisierungsschübe“. Die „Ent-natürlichung“ der Geschlechterrollen in Bildung, Beruf und Familie ist nur eines der prominenteren Beispiele der jüngeren Zeitgeschichte. Auch in anderen Bereichen wandeln sich Zurechnungen über Schicksal und Gestaltbarkeit, wie *Vobruba* in seinem Beitrag für die *Dux*-Festschrift am Beispiel der Europäischen Union als selbst gewolltes Dach diskutiert. Aus dem großen Meer des traditionellen, an externe „Natürlichkeit“ glaubenden Verhaltens erheben sich immer mehr Inseln der Selbstzurechnung.

In der soziologischen Diskussion über Individualisierung ist nicht nur manche Verwirrung durch die nicht konsequent durchgehaltene Unterscheidung zwischen einer sinnhaft rekonstruierenden Teilnehmerperspektive und einer sinnfremden Beobachterperspektive entstanden. Auch muss bei Aussagen über den gemeinten Sinn menschlichen Verhaltens zwischen mehreren Dimensionen der Sinnhaftigkeit unterschieden werden. Die Sprache zeichnet sich nicht nur durch ihre Neigung zu Ursachenlokalisationen aus (intern/extern, konstant/variabel etc.). Sie stellt auch – wie die sprachanalytische Philosophie betont – die Möglichkeit zur Verfügung, zu jeder mitgeteilten Information bejahend oder verneinend Stellung zu nehmen. So mögen Menschen und in jüngerer Zeit insbesondere Frauen durchaus zu immer mehr subjektiv geglaubter, individualisierender Selbstbestimmung über ihr Leben gelangen. Aber sie mögen darin eben auch einen Konsens finden oder eine „Gemeinschaftlichkeit“ begründen, so dass Individualisierung der Gemeinschaftsbildung „moderner“ Frauen nicht im Weg stehen muss. Allenfalls die Familie und die Intimbeziehungen scheinen in jüngerer Zeit unter diesem Individualisierungsschub, der dort als Scheidungswelle ankommt, zu leiden, aber es spricht nichts dagegen, dass schon die folgenden Kohorten ihre Beziehungskonzepte auf die neuen Rollen abstimmen und die derzeitige Unsicherheit über angemessene Zurechnungserwartungen in handhabbare Größen stützen.

So verstanden verlieren Spekulationen über die innere Vereinsamung des Menschen (*Riesman* 1958), sein angebliches Abdriften in Beziehungsunfähigkeit (*Sennett* 2000, 2005) und die angebliche Auflösung sozialer Strukturen im Modernisierungsprozess ihre Grundlage. Individualisierung treibt die Menschen oder die Gesellschaft auch nicht auseinander, wie immer wieder behauptet wird. Die Individualisierung modernen Verhaltens verweist auf einen Wandel sozialer Deutungen, in dem Strukturen nicht verloren gehen, sondern sich ändern. Das soziale Leben bleibt strukturiert, erwartbar und wird *nicht* bzw. nur in einzelnen, bestimmten Bereichen und Phasen – wie z. B. in jüngerer Zeit in der Scheidungswelle – anomisch. Die Soziologie sollte die kulturkritischen Verlustgeschichten, die Modernisierung begleiten, über sich selbst aufklären. Dazu sind die hier vorgestellten Arbeiten nur ein Anfang, wenn auch stellenweise ein vielversprechender.

Literatur

- Beck, Michael, Karl-Dieter Opp* (2001): Der faktorielle Survey und die Messungen von Normen, in: *KZfSS* 2001, Bd. 53, Heft 2, S. 283-306.
- Bernstein, Basil* (1975): *Class, Codes, and Control. A Theoretical and Empirical Analysis, with Special Reference to Education*, 3 Bde., London: Routledge&Kegan Paul.
- Goldthorpe, John H.* (2000): *On Sociology. Numbers, Narratives, and the Integration of Research and Theory*, Oxford: Oxford University Press.
- Heider, Fritz* (1958): *The Psychology of Interpersonal Relations*, New York: Wiley.

- Kluegel, James R., Eliot R. Smith* (1986): *Beliefs about Inequality. Americans' View what is and what ought to be*, New York: De Gruyter.
- Nollmann, Gerd, Hermann Strasser* (Hrsg.) (2004): *Das individualisierte Ich in der modernen Gesellschaft*, Frankfurt/M.: Campus.
- Riesman, David* (1958): *Die einsame Masse. Eine Untersuchung der Wandlungen des amerikanischen Charakters*, Reinbek b. Hamburg: Rowohlt.
- Schimank, Uwe* (2002): *Das zwiespältige Individuum*, Opladen: Leske+Budrich.
- Schroer, Markus* (2001): *Das Individuum der Gesellschaft. Synchrone und diachrone Theorieperspektiven*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Sennett, Richard* (2000): *Der flexible Mensch*, München: Goldmann.
- Sennett, Richard* (2005): *Die Kultur des neuen Kapitalismus*, Berlin: Berlin Verlag.
- Soeffner, Hans-Georg* (2004): Artikel ‚Verstehen‘, in: *George Ritzer* (Hrsg.), *Encyclopedia of Social Theory*, London: Sage, Bd. 2, S. 864-868.
- Weber, Max* (1985): *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, Tübingen: Mohr.
- Wohlrab-Sahr, Monika* (1997): Individualisierung: Differenzierungsprozeß und Zurechnungsmodus, in: *Ulrich Beck, Peter Sopp* (Hrsg.), *Individualisierung und Integration*, Opladen: Leske+Budrich, S. 23-36.